Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/4 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 656. **Donnerstag** den 27. December 1900. **94. Jahrgang.**

Vom dänischen Hofe.

Der dänische Hof erweckt dadurch besonderes Interesse, daß er bekanntlich mit einer Reihe mächtiger Monarchen verwandt ist. Als Christian IX. und seine Gattin die goldene Hochzeit feierten, nannte man sie die Großeltern Europas. Da ist es nun gewiß anregend, einmal in die engeren Verhältnisse der Vergangenheit dieses Hofes zu blicken und die Gestalten, die früher den Thron der Oeligsklagge besaßen, ein wenig anzusehen. Natürlich dürfen wir dabei nicht weit gehen, die Gestalten müssen in die Jetztzeit reichen; denn wenn die kleinen pikanten Züge ihres Lebens ihre Wirkung nicht verlieren sollen, so dürfen sie noch nicht historisch geworden sein. In das Leben an den Höfen von Friedrich VI., Christian VIII. und Friedrich VII. führt uns Generalmajor von Holten in seinen Erinnerungen*) ein.

Sein Uebersetzer bedauert zwar, daß Holten kein Tagebuch geführt habe und sich in seinen Erinnerungen zumeist auf sein Gedächtniß verlassen muß, wir meinen, daß dies dem Buche und seiner anregenden Schreibart nur nützlich und vortheilhaft gewesen ist. So trägt Holten die Kleinigkeiten gemüthlich vor und hält weise Maß, was vielleicht nicht der Fall gewesen wäre, wenn er jedes Räuspern und Spucken seiner „hohen Herren" notirt und jedes unbedeutende Vorkommniß als Haupt- und Staatsaction gedacht hätte. Viel ist ja eigentlich in jener Zeit nicht passirt, nur zwei große Ereignisse beginnen und beschließen gewissermaßen das Buch. Das ist die Abtretung Norwegens und der Krieg um die Herzogthümer 1849; die noch lebenden Personen zieht Holten nicht in den Kreis seiner Betrachtung.

Es muß eigentlich ein recht trübseliger Hof gewesen sein, der unter Friedrich VI. Vom Geist recht wenig Spuren, Soldatentheil, unter dem auch die Kadetten zu leiden hatten, und im Uebrigen größte Sorglosigkeit, dabei war Kopenhagen im Puncte der Sittlichkeit schon damals ein kleines Paris. Der gute Friedrich verstand auch wenig von der Kunst. Zu jener Zeit kehrte Thorwaldsen von Rom heim. Die Begeisterung, womit er von der ungeheuren Menschenmasse empfangen wurde, die sich am Zollamt angesammelt hatte, übersteigt jede Beschreibung. Man spannte die Pferde des Wagens aus und zog ihn im Triumph über den Amalienburg-Platz, was dem König durchaus nicht gefiel. An demselben Nachmittage wurde Thorwaldsen zu einem Empfang befohlen. Er trug die Civiluniform der Ehrenlegion, einen dunkelgrünen Rock, reich mit ganz schmalen Litzen bestickt, schwarze Kniebeinkleider, dreikantigen Hut und Stahldegen. Da er von allen Ländern, ausgenommen England, decorirt worden war, und deshalb mit unzähligen Decorationen, sowohl am Halse wie auf der Brust, ja ganz bis auf den Wagen hinunter, behängt war, und da es dort damals nicht soviele decorirte Herren gab wie jetzt, so erregte seine Ankunft eine bedeutende Sensation im Saale.

Die Königin ging gern umher und sprach mit Allen, wogegen der König mitten im Zimmer stehen blieb. Ich sah sie, erzählt Holten, da zu ihm hingehen und ihm etwas ins Ohr flüstern, worauf des Königs Blick Thorwaldsen suchte, auf den er sofort losschritt, indem er sagte:

„Woran arbeiten Sie gegenwärtig?

Thorwaldsen nannte eine Figur.

„Wird es hübsch?" fragte der König. Damit war das Gespräch vorbei.

Nach Friedrich's VI. Tode 1839 kam Christian VIII. an die Regierung. Er war eine ganz andere Persönlichkeit als sein Vorgänger. Alles wollte er selbst machen. Während Friedrich VII. seine Räthe vertrauensvoll arbeiten ließ, kümmerte sich Christian um Alles. Er arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend, stets an seinem Pult stehend, das dicht am Fenster in dem kleinen Zimmer neben dem Vorgemach aufgestellt war. Aber ungeachtet all' dieser Energie, wurde verhältnißmäßig sehr wenig ausgerichtet, weil der König die Schwäche hatte, Alles selbst machen zu wollen. Niemand konnte es ihm recht zu paß machen.

Mein alter Onkel Römer (erzählt Holten), welcher der erste Deputirte in der Generalität war — eine Stellung, die derjenigen entspricht, die nun der Kriegsminister hat —, hatte in dieser seiner Eigenschaft das Referat vor dem König in allen militärischen Sachen. Aber nach Verlauf von einigen Jahren wurde Oberst Hansen beordert, diese Function zu übernehmen. „Der alte Mann müßte geschont werden", hieß es. Aber daß der Grund anderswo zu suchen war, hat mir mein Onkel später erzählt.

„Der König ist ein Kleinigkeitskrämer", sagte er, „der sich in Alles mischen will. Das habe ich lange satt gehabt, und als ich eines Tages das Referat einer sehr großen Sache hatte, die ich durch lange Zeit mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet hatte, ging der König so weit, daß er sogar am Stil verbessern wollte. Da nahm ich das Blatt vom Munde und sagte: Es ist eine selbstverständliche Sache, daß jeder von Ew. Majestät gegebene Befehl ausgeführt werden wird. Aber ich muß allerunterthänigst darauf aufmerksam machen, daß es eine Unmöglichkeit für Ew. Majestät ist, die Detailkenntnisse in der erwähnten Sache haben zu können, wie ich, der ich mich jetzt vierzig Jahre lang ausschließlich mit derartigen Sachen beschäftigt habe, und es deshalb als meine Pflicht ansehe, darauf aufmerksam zu machen, daß jede Veränderung der Sache zum Schaden dienen wird und nicht zu ihrem Nutzen."

Diese derbe Aussprache, in der eigenthümlich ernsthaften Art gesagt, die Römer eigen war, hatte die gewünschte Wirkung. Der König unterschrieb sofort. Aber damit hörten auch die Referate auf.

Ein gewisser Kleinlichkeitsgeist kam, im Ganzen genommen, oft bei dem Könige zum Durchbruch. Er konnte es z. B. nicht leiden, im Spiel zu verlieren. Wenn er Pech hatte, saß er und rückte auf dem Stuhle und schwitzte Angstschweiß — ganz im Gegensatz zu seinem Sohne, dem es gleich war, ob er tausend Reichsthaler verlor oder eine Mark gewann.

Er war im Ganzen genau in Geldsachen. „Ich hatte, als ich in die Garde kam, einen Burschen Namens Millinge, dem der Danebrogsorden verliehen worden war, weil er mit großem Muth einen Zuchthausgefangenen ergriffen hatte. Nach Beendigung seiner Dienstzeit erkundigte ich mich, ob er als Danebrogsmann privaten Dienst nehmen könnte, was verneinend beantwortet wurde. Aber da er nicht von der Luft leben konnte, wies ihm der König zehn Reichsthaler monatlich aus der Schatulle an. Als endlich eine Lakaistelle ledig wurde, erlaubte ich mir, des Königs Aufmerksamkeit auf Millinge hinzulenken.

„Ich werde gepeinigt und geplagt", sagte er gereizt. „Blücher will seinen Diener zum Lakaien haben, Fräulein Waltersdorff ihren auch, und jetzt kommen Sie dazu!"

„Ja, Ew. Majestät", antwortete ich, „das war nur, um der Schatulle die zehn Reichsthaler zu sparen."

Kaum hatte er das gehört, als er mich mit seinem liebenswürdigsten Lächeln betrachtete, als ob er aus sehr schwierigen Verhältnissen gerettet wäre.

Sein Familienleben war nicht sehr glücklich, seine Frau, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, wurde von ihm wegen Untreue geschieden. In der Reorganisation seiner Armee machte er die größten Mißgriffe; so erzählt Holten, daß die Sieger im Kriege 1849, Generale Krogh, Gülow, Schleppegrell, Meza, Rye u. s. w. ihren Abschied aus nichtigen Gründen erhalten sollten. Aus einer kleinen Episode geht hervor, daß damals in der dänischen Armee zumeist deutsch gesprochen wurde. So erzählt Holten:

Als ich eines Tages zum Schießen draußen auf Amager war, war Oberst Andse mit seiner Compagnie auf der Nachbarbahn placirt. Ein Unterofficier vom 2. jütländischen Regiment stand in seiner Uniform mit den weißen Rabatten neben der Bahn und beobachtete das Schießen. Auf einmal höre ich Andse rufen:

„Da steht der weiße Gouvernements-Spion! Komm her! — Wie heißt Er und was ist Er?"

„Mein Name ist Esau", erwiderte der deutsche Unterofficier. „Und ich habe die Inspection auf den Schießbahnen."

„Es heißt nicht Schießbahnen", erwiderte Andse, „sondern Sky—de—ba—nen—ne! Im Uebrigen sollte ich meinen, daß Esau ein jüdischer Name ist! So hieß der, der Schurke, der unsern Herrn Jesus Christus um 30 Reichsbankschillinge verrieth!"

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Kapitän, das war Judas Ischariot", erwiderte der Unterofficier und trat ab.

Der interessanteste der drei Könige war aber Friedrich VII. Holten war mit ihm eng befreundet und sein Urtheil geht dahin, was die Geschichte freilich lange weiß, daß Friedrich geisteskrank mit einigen lichten genialen Augenblicken war. In der That sind die Züge, die Holten wiedergiebt, nur geeignet, sein Urtheil zu bekräftigen. Friedrich liebte das Wasser, aber nur innen, von der äußeren Anwendung war er kein Freund. Trotzdem erzählte er immer Mordgeschichten, wie er Menschen vom Tode des Ertrinkens errettet hätte, und wunderte sich, daß er noch nicht die Rettungsmedaille hätte, ein Ehrgeiz, der jedenfalls auf die lichten Augenblicke zurückzuführen war. So erzählte Friedrich bei Gelegenheit einer Fahrt im Sund:

„Als ich einmal als Kronprinz hier mit dem „Neptun" segelte, fuhr ein Schoner neben uns. Plötzlich kam einer dieser Stoßwinde, die hart am Lande so gefährlich sind. Der Schoner schlug um, und die ganze Besatzung, alle sechs Mann, fielen ins Wasser. Ich sprang sofort, vollständig angekleidet, hinein und rettete drei von ihnen."

„Aber Gott, warum bekamen denn Eure Majestät nicht die Rettungsmedaille?" fragte der Lotse Frederiksen, dem die Geschichte erzählt wurde.

„Ja, danach mußt Du schon fragen!" sagte der König. „Es ist lumpig, daß ich nicht dazu vorgeschlagen wurde!"

Die Schnelligkeit, womit der König so seiner eigenen Aussage nach ins Wasser sprang, steht gerade nicht in bester Uebereinstimmung mit dem Abscheu, den er sonst vor der Berührung mit Wasser empfand. Sein Kammerdiener hatte oft die größte Mühe damit, sein Gesicht und seine Hände rein zu bekommen. Holten hat selbst eines Morgens auf Schloß Christiansburg den König im Zimmer rund herum wandern sehen, um Lojwed zu entgehen, der ihm mit einer Schüssel Wasser in der Hand nachlief.

Das Unglück Friedrich's war neben seiner im Allgemeinen nicht gefährlichen Geisteskrankheit seine sclavische Abhängigkeit von seiner zur linken Hand angetrauten Gattin Gräfin Danner und dem Minister Berling, dessen Creatur die Gräfin war. Gräfin Danner hieß erst Luise Rasmussen und wurde mit sechzehn Jahren, nachdem sie wahrscheinlich einem Knaben das Leben gegeben hatte, aus dem Theaterballet entlassen. Böse Menschen behaupten, daß sie selbst für das liederliche Ballet zu liederlich gewesen sei. Dann trat sie in einem Tingeltangel der Vorstadt auf und plötzlich ging sie nach Paris. In Paris soll sie durchaus nicht im Kloster gewesen sein, jedenfalls gefiel es ihr sehr gut, und erst als sie über dreißig Jahre alt war, der Altersgrenze für die Pariser Cocotten, kehrte sie nach Kopenhagen zurück und machte einen Modewaarenladen auf. Dann wurde sie wahrscheinlich durch Berling's Vermittelung Gemahlin des Königs. Der war ihr willenloser Sclave, sie die Sclavin Berling's. Zum Vortheil Dänemarks war natürlich dieses Verhältniß nicht. Die treuen monarchischen Seelen hatten große Noth, von diesen Verhältnissen und von der Trunksucht des Königs nichts in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. So hatte Friedrich einen Satteldiener mit Namen Anders Petersen. Dieser hatte seinen Spaß mit dem König, der Respect vor ihm hatte, weil Anders niemals bange davor war, seine Meinung gerade heraus zu sagen. Er folgte dem König überall auf Reisen, sowohl zu Lande wie zu Wasser und besaß eine große Ergebenheit für ihn. Ungeachtet Anders selbst sehr viel darauf hielt, sein Gläschen zu sich zu nehmen — aus welchem Anlaß er zu Berling's Aerger jede Woche extra eine Flasche alten Rum aus dem Weinkeller ausgeliefert erhielt, — war es ihm doch nicht lieb, daß der König berauscht wurde. Auf einem Spazierritt von Friedrichsburg nach Kopenhagen rief der König ziemlich häufig nach Anders,

*) Vom dänischen Hofe. Erinnerungen aus der Zeit Friedrich's VI., Christian's VIII. und Friedrich's VII. Von Generalmajor C. F. von Holten. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

Feuilleton.

Wie die Völker rauchen.

Skizze von Eduard Elten.

Nachdruck verboten.

350 Jahre ist es jetzt etwa her, daß der Tabak seinen Weltgang antrat, einen Siegeszug, bei dem er fortgesetzt neue Anhänger erobert. Aber wenn die Freunde des Tabaks über alle Welt verbreitet sind, so ist doch ihr Verhältniß zum Tabak nicht überall dasselbe. Interessant ist eine Umschau unter den rauchenden Völkern mit Bezug auf die Art und Weise, wie sie diesem Genusse frönnen. Wir beginnen diese Umschau mit der Beobachtung, wie die amerikanischen Eingeborenen, die Indianer, von denen wir im Zeitalter der Entdeckungsreisen zu Genuß des Tabaks erst überkommen haben, diesen Tabak rauchen.

Als die Spanier in der „neuen Welt" landeten, da bemerkten sie, wie die Rothhäute ab und zu eine Hand voll trockener Blätter nahmen, diese in ein größeres Blatt wickelten, dasselbe mit Speichel verklebten und das eine Ende dieser Rolle in den Mund, das andere aber ins Feuer steckten und nun den Rauch der glimmenden Blätterrolle in den Mund sogen — und durch die Nasenlöcher ausstießen. So rauchten die historischen Indianer. Die modernen, d. h. die heutigen Indianer in Nordamerika dagegen rauchen so nicht mehr. Wenn sie auf indianisch rauchen, so bedienen sie sich heute der langen, eigenthümlich geformten Thonpfeife, welche aus einem etwa 2 Fuß langen Rohr besteht, welches mit bunten Adler- oder Truthahnfedern geschmückt ist und einen sogenannten Pfeifenkopf in Gestalt eines rechtwinkelig eingefügten Rohrstückes aus gleichem Material besitzt. Dies ist die Grundgestalt der Indianer-Pfeife, die in mehreren Variationen vorkommt, deren schönste und am meisten ornamentirte die allbekannte Friedenspfeife ist. In den Kopf der Indianer-Pfeife geht nicht viel Tabak hinein. Sie wird daher nach 10—12 langen Zügen jedes Mal frisch gestopft, und zwar lose gestopft, denn der Indianer mag ein sogenanntes „Versuppen" der Pfeife nicht leiden. Er raucht trocken oder gar nicht, und nimmt daher die Pfeife nach jedem Zuge, der natürlich entsprechend lang ist, aus dem Munde, bläst den Rauch aber mit Vorliebe durch die weiten Nüstern aus. Raucht der Indianer aber auf „Bleichgesichtisch", also nach der Art der Weißen, eine Cigarre, so steckt er sie fast zum Drittel in den Mundwinkel und raucht und „suppt" sie auf. Die allermodernsten Indianer rauchen wie die Weißen. Die Indianer Südamerikas kneten ihren Tabak mit dem Fett einer gewissen Affensorte, die sie geheim halten, um ihn — wohlriechender zu machen.

Bleiben wir gleich in Amerika und beobachten wir den rauchenden Nordamerikaner, den sogenannten Yanke. Die Söhne der großen Republik rauchen mit Vorliebe nicht Cigarren, sondern feinen, kurzgeschnittenen Tabak aus kurzer, zumeist hölzerner Pfeife mit Hartgummi- oder Bernsteinmundstück, je nach dem Standpuncte ihres Portemonnaies. Auf dem Lande rauchen die Farmer und in den Städten viele Arbeiter eine von einem Deutschen, Namens Tibbe, erfundene Pfeife, deren Kopf aus einem Stück ausgebohrten und innen und außen verglasten, abgeriebenen Maiskolbens, und deren Rohr aus einem etwa 6 Zoll langen Stück Wasserschilfrohr besteht. Die jeunesse dorée oder die, die sich dazu zählt, raucht mit wahrer Begier Cigarette, wobei der Dampf in die Lunge gesaugt und mit dem Athem wieder ausgestoßen wird. Das Cigarettenrauchen in der Union ist zu einem demoralisirenden Laster ausgeartet, gegen das man in mehreren Staaten bereits gesetzlich zu Felde zieht. Die Cigarre eines eingefleischten Yanke-Rauchers steckt gewöhnlich, wie bei den Indianern, zu einem Drittel im Mundwinkel und wird geraucht und gekaut zugleich. — Der Südamerikaner raucht mit großer Vorliebe die kleinen, aus feinstem inländischen Tabak hergestellten „Cigaritos" oder „Cigarillos", die an beiden Enden offen sind, so daß es gleichgiltig ist, wo sie angeraucht werden. Auf den Pflanzungen und in den Pampas führt der Raucher Tabak bei sich und — Maishüllen. In diese Hülsen die ein wenig feucht gehalten werden, wird der Tabak gelegt, die Hülse — oder ein entsprechender Streifen derselben — fest umgerollt und an beiden Enden zusammengedreht. In die Sonne gelegt, trocknet die Umhüllung in der Lage fest und man ist die Cigarito zum Gebrauch fertig. Es ist selbstredend, daß der Raucher sich gleich einem größeren oder geringeren Vorrath auf einmal anfertigt. Der Rauch geht durch die Lunge, wie bei den Papiercigaretten in Nordamerika.

Von Amerika gehen wir hinüber zu den Cubanern. Auf Cuba raucht man fast ausschließlich Havanakraut, erster oder zweiter Güte, aber immer Havana. Jung und Alt raucht diesen köstlichsten aller Tabake, und zwar nur in Cigarren oder Cigarillos. Selbst die Pflanzer verschmähen Pfeife; kommen doch die schönsten, edelsten „Pflanzercigarren" gerade von hier zu uns. Den Rauch stößt man meist, in der Hängematte oder im Grase liegend, langsam durch die Nase, und zwar qualmt man nicht, sondern raucht mit der Andacht, die dem Havanatabak gebührt. Ein Curiosum ist es noch, daß der Cubaner es für eine Beleidigung oder doch wenigstens für eine grobe Tactlosigkeit ansieht, wenn er Jemandem um Feuer bittet, und dieser ihm die Cigarre giebt, nachdem er selbst die Asche von dem Brennkegel gestrichen hat.

Von den Cubanern begeben wir uns zu den Bewohnern der Philippinen. Jeder Raucher vom Stande bei uns kennt die beulenförmigen, an beiden Enden offenen „Manilas". Diese Cigarrenform stellt sich der eingeborene Tagale her, indem er eine schmale Tüte aus dem Deckblatt formt, die Naht derselben mit dem Klebstoff einer Agavenart schließt, und das röhrenförmige, allmählich sich verjüngende Innere dieser Deckblatttüte mit gerollten, feuchten Tabaksblättern füllt. Mit seinem Cuchillo, d. h. Messer, kürzt er diese Tüte auf die ihm genehme Länge, beißt das geschlossene Ende derselben ab, zündet das breitere Ende an und — qualmt, — Du heiliger Nicotinius! Der Besuv kann mitten in einer Eruption nicht so qualmen! — qualmt und stößt den Rauch durch die Nase, ohne daß ihn die allerdings immer triefenden Augen besonders thränen. Auf den Philippinen raucht auch Alles, Jung und Alt, und hier selbst die kleinen Kinder, die das Laufen kaum begonnen haben. Die Mütter lehren den Kindes oder Babys das Rauchen aus der praktischen Erfahrung, die sie selbst mit den beruhigenden Eigenschaften des Tabaks gemacht haben und täglich machen. Den Tagalen darf eher der Reis als der Tabak ausgehen; überhaupt wird auf den Philippinen, wohl auch von den Weißen, am leidenschaftlichsten geraucht.

Die Philippinen erinnern uns an die Spanier. Der Spanier giebt seine Cigarette, Cigarito, allen anderen Formen des Tabak-Rauchgenusses vor. Die Señoritas und Señoras rauchen nur Cigaretten, die sie mit unnachahmlicher Grazie in den kleinen, kirschrothen Mund zu führen wissen. Die Spanierin besseren Standes macht es so wie die Französin, oder diese vielmehr wie jene, sie küßt mehr ihre Cigarette als sie daran saugt, und oft bemerkt man solch' ein Ding, wie eine spanische Cigarito, — aus ganz besonderen Gründen wünscht man nämlich, selbst eine Cigarito zu sein! — Der Durchschnittsspanier freilich läßt seine Cigarette zwischen den Lippen baumeln und küßt alle zwei bis drei Secunden ein kleineres oder größeres Rauchwölkchen aus, bis er sie dann zwischen Zeige- und Mittelfinger faßt und eine Pause eintreten läßt. Selbstredend kennt der Spanier auch Cigaros, aber er giebt die Cigarito vor.

Die Franzosen lieben ebenfalls die Cigarette, doch ist bei ihnen auch die kurze Pfeife mit geradem Rohre, namentlich in den Kreisen der niederen Bourgeoisie im Gebrauch. Raucht der Franzose Cigarren, so zieht er die leichteren Sorten und helleren Farben den dunklen vor und genießt die Cigarre selten bis zur Hälfte. Dann schneidet er sie kurz und klein und raucht sie in der kurzen Pfeife oder er wirft sie mit Nonchalance von sich. Die feine Französin raucht nicht auf der Straße und selten in ihrem Boudoir. Im Salon raucht sie decent und nur in der Gesellschaft ihrer Freundinnen extravagant. Wie schon bemerkt, küßt sie ihrer Cigarette — denn sie raucht nur diese — den Rauch gewissermaßen ab und wird ihn absichtlich so gut wie nie durch die Nase blasen, wie das die Spanierin namentlich zu Beginn einer frischen Cigarette gerne zu thun pflegt.

In Oesterreich und Italien, desgleichen in Theilen der Schweiz sind die sogenannten „Rattenschwänze" an der Tagesordnung, deren Fehler in dem schlechten Zug, den sie haben, und deren Vorzug darin besteht, daß sie billig sind. Um den Fehler zu lindern, wird in den Rattenschwanz — der Engländer nennt sie Stogies — je ein Strohhalm eingewickelt, der beim Nachtrocknen und daraus resultirenden Schwinden des Tabaks die „Möglichkeit des Zuges" offen hält.

Ich erwähnte soeben die Engländer. In ihren Rauchgewohnheiten unterscheiden sie sich so gut wie gar nicht von den Nordamerikanern. Auch in London, dem Centrum englischen Lebens und Treibens, also auch des Rauchens, sieht man meist die kurze, geradrohrige Holzkopfpfeife mit Gummi- oder Bernsteinmundstück. Doch lieben die reicheren Söhne Albions ihre kurze Pfeife mit Bernsteinmundstück, geschmückt mit silbernen oder echt goldenen Zierrathen, und man muß gestehen, solch' ein Ding von Pfeife sieht sehr hübsch aus und — ziert auch seinen Raucher. Bemerkenswerth ist, daß der kurze Pfeife rauchende Engländer die Pfeife selten aus dem Munde nimmt, wenn er spricht, höchstens schiebt er sie vorher in den Mundwinkel, und rückt sie mit vorgeschobenem Unterkiefer in die Höhe, so daß der Rauch aus dem offenen Kopfe der Pfeife ihn nicht in das Auge beißt.

Gelegentlich der geschmückten Pfeife komme ich zu sprechen auf das Rauchen der Orientalen, vornehmlich der Türken und Perser. Diese rauchen, auf ihrem Divan sitzend, die Beine gemächlich untergeschlagen, ihre Wasserpfeife mit echtem Meerschaumkopf oder die Pfeife mit Tellerkopf aus Meerschaum oder Terracotta. Die Wasserpfeife oder Nargileh, bei den Persern Kaka genannt, besteht aus einem birnenförmigen Bassin aus Porcellan, mit Malereien, Ornamenten und oft Edelsteinen geschmückt, an welches Bassin oben im engeren Theile ein Schlauch angebracht ist, der in dieses Bernstein-Mundstück mündet. Dieser Schlauch steht in Verbindung mit einer Röhre im Innern des Bassins, die etwa einen Zoll unter dem Pfropfen aufhört. Der auf dem Kopfe angebrachte, kostbare verzierte Meerschaumkopf in Gestalt eines länglichen, abgestumpften Eies, ist mit einer Röhre verbunden, die im Innern des Bassins fast bis auf den Boden desselben reicht. Das Bassin selbst wird bei jedesmaligem Gebrauch der Pfeife mit parfümirtem Wasser zur Hälfte angefüllt. Ist die Pfeife mit dem köstlichen, wegen seines herrlichen Duftes auch bei uns beliebten und berühmten Tabaks angefüllt, so hält ein Sclave ein brennendes Licht, Lämpchen oder Streichhölzchen an den Tabak, der übrigens ganz lose gestopft wird, und der Raucher zieht durch den Schlauch den Rauch ein, der den Weg aus dem Pfeifenkopf durch die mit diesem zusammenhängende Röhre nach unten, durch das parfümirte Wasser in Blasen nach oben steigend, in den Schlauch nimmt, und küßt, herrlich milde schmeckend, auf die Zunge des Rauchers gelangt, der ihn fast neuvoll von sich bläst, da er so köstlich mundet. Der erwähnte Tschibuk besteht aus dem Meerschaumkopf, einem geraden, mit Ornamenten aller Art besetzten Rohr aus Bambus oder Rosenholz, und einem dicken Bernsteinmundstück, und wird ebenfalls nur ganz lose gestopft. — Beide Pfeifen müssen fast nach jedem zehnten oder zwölften längeren Zuge — bei besonders feinschmeckerischen Orientalen auch nach jedem fünften, selbst dritten — wieder gefüllt werden.

Die Chinesen bedienen sich zum Rauchen einer Pfeife, die aus einem kupfernen, theekesselähnlichen Kopf besteht, der auf den Boden gestellt wird, und an welchem sich ein Bambusrohr mit Porzellanmundstück befindet, durch welches der rauchende Zopfträger den Rauch des brennenden Krautes, welches seiner üblichen losen Stopfung wegen ebenfalls sehr oft erneuert werden muß, in den Mund hineinsaugt und durch Mund und Nase wieder herausstößt. Doch sind die Chinesen lange nicht solch eingefleischte Raucher, wie die westlich von ihnen wohnenden Orientalen. Was der Chinese gerne raucht, ist — Opium, und statt Tabak zu rauchen, trinkt er lieber Thee.

Der Russe unterscheidet sich in seinen Rauchgepflogenheiten nur sehr wenig von seinem Bundesgenossen, dem Franzosen. Bei den Russen rauchen jedoch die Frauen fast ebensoviel wie die Männer, und zwar allermeist Cigaretten, die sie mit dem milden türkischen oder persischen oder mit dem herberen, strengeren südrussischen Tabak füllen. Doch ist in den höheren und höchsten russischen Kreisen neuerdings auch die kurze Holzpfeife aufgetaucht, da der Zar darin mit gutem Beispiel vorangegangen zu sein scheint.

Die Boeren kennen nur die — Pfeife und selbstgezogenen Tabak. Die mit der englischen „Cultur" in Berührung Gekommen haben die kurze Pfeife acceptirt, auch Cigaretten erlauben sie sich, wenn sie nicht, um beim Stamme zu bleiben, die „holländischen Segaren" rauchen. Die alte Garde aber ist ihrer Pfeife treu und bleibt ihr treu.

Na, und wir Deutschen? Nun, von uns ist ja das Wort gesagt worden:

„Wo man raucht, da kannst du ruhig harren;
Böse Menschen rauchen nie — Cigarren!"

SLUB
Wir führen Wissen.